Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 45 (1969-1970)
Heft: 14

Artikel: Der Besuch
Autor: Rhiner, Annemarie
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1079350

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Besuch

Erzählung zum Thema Alter von Annemarie Rhiner

«Wir gehen zu Doktor Müllers heute», sage ich zu meinen Buben. Es hat geregnet, dicke Wolken liegen über Stadt und Bergen, und der See ist grau, kalt, abweisend. Wir haben die Museen besucht, wir sind den Ladenstrassen nachgebummelt, alles haben wir getan, was man mit Buben von neun und elf Jahren an einem Regentag in den Ferien tun kann. Und zum Lesen hat keiner Lust, sie wollen Neues sehen und erleben. Also: Wir gehen zu Doktor Müllers, sie warten ja auf unsern Besuch irgendwann in diesen Tagen. «Gibt es dort zu essen?» fragen die Buben. «Sicher gibt es dort zu essen.» So kommen sie willig, obwohl ihnen Besuchemachen an einem Ort ohne Kinder sonst zuwider ist. Aber essen mögen sie immer, besonders an fremden Tischen, wo das Regime der Mutter nicht gilt und keiner von Zähneputzen spricht.

«Ich gehe zu Doktor Müllers», habe ich früher, als ich ein Mädchen zwischen zwölf und zwanzig war, jeweilen auch gesagt. Ins Nachbardorf zum vertrauten Arzthaus bin ich dann gelaufen und habe am messingenen Klingelknauf gezogen. «Bei Doktor Müllers» bedeutete für mich Besuch bei meiner Freundin, bedeutete aber auch Geborgensein in einer Familie voller Wärme, Wohlwollen und Verständnis.

Jetzt stehe ich, nach vielen Jahren, wieder vor Doktor Müllers Haustüre und klingle. Aber es ist nicht mehr die alte Tür mit dem messingenen Knauf; es ist eine moderne Haustür mit vielen Klingelknöpfen daneben. Meine Freunde wohnen längst nicht mehr im alten Arzthaus, sie sind umgezogen in die Stadt am See. Fast beelendet mich der Gedanke: Doktor Müllers in diesem grossen, unpersönlichen Wohnblock — ohne ihre Kinder, ohne Arztpraxis mit ihrem diskreten Medizingeruch, ohne Garten, wo man am runden Tisch unter Bäumen Zitronentee getrunken und Weichseltörtchen gegessen hat. Einfach eine Stadtwohnung und darin ein altes Ehepaar . . .

Die Wohnungstür geht auf, Licht schimmert heraus in den dunklen Korridor. Und da stehen sie beide, gealtert wohl, aber irgendwie unverändert trotz grauer Haare. Es sind dieselben Stimmen, es ist dasselbe herzliche Willkomm, ich trete über die Schwelle und empfinde dieselbe Geborgenheit wie damals. Da steht der alte schwere Schiefertisch wieder, sorgfältig gedeckt mit Teegeschirr. Da hängt die Neuenburger Pendule und tickt, tickt weiter in der glatten, neuen Stadtwohnung. Ich sehe erst jetzt richtig, wie schön gearbeitet die alten Möbel sind, wie apart die Farben der alten Teppiche und finde, dass all die vertrauten Dinge in der hellen Wohnung eigentlich besser zur Geltung kommen als damals im dämmrigen Arzthaus. Meine alten Freunde haben sich hier eine neue Welt geschaffen und doch die Behaglichkeit ihres einstigen Heimes mit hinübergenommen.

Die Buben haben den Kuchen entdeckt, essen und trinken und lassen sich verwöhnen. Nachher wird ihnen langweilig. Was sollen Buben tun in einer Stadtwohnung bei einem alten Ehepaar? Aber das alte Ehepaar hat selber fünf Enkel und weiss, dass Ungezogenheit von mühsamem Stillsitzen herrührt. Deshalb gibt es in der Wohnung nicht nur schöne alte Möbel, sondern auch eine Riesenschachtel Lego. Bald knien und liegen die Buben am Boden, verstreuen Legowürfel über den schönen Teppich, bauen. Hier darf man das.

«. . . und dann bin ich mit meinen Enkeln im Ferienhäuschen gewesen für ein paar Tage Winterferien», erzählt der Doktor-Grossvater. «Die Buben sind skifahren gegangen den ganzen Tag. Ich gehe nicht mehr skifahren, ich habe den Haushalt besorgt und gekocht. Was so Buben essen mögen! . . .»

Wir reden von den Enkeln, von der jetzigen Zeit, in der die Kinder heranwachsen und die in vielem so anders ist als die Zeit vor nur zwanzig Jahren. Aber bei diesen Grosseltern spürt man keine resignierte Ablehnung des Heutigen, Anderen. Sie versuchen zu verstehen, mitzugehen wo immer sie können — nicht krampfhaft, ganz natürlich, bisweilen ein bisschen ironisch, aber immer wohlwollend.

«Haben wir's nicht gut hier?» fragen sie. Herr Doktor sitzt nicht wie früher im weissen Kittel nur minutenlang in der Stube. Kein Telefon schellt, keine Nachtwache wartet. Frau Doktor hat die helle, praktische Küche direkt neben dem Esszimmer, es gibt keine langen Gänge, keine mühsamen Treppen. Und Herr Doktor hilft mit im Haushalt, als hätte er das schon immer getan. «Warum soll meine Frau alles alleine machen? Ich kann doch genau so gut kochen und bügeln wie sie. Ich habe ja jetzt Zeit dazu!»

Wir reden von früher, vom Schicksal der einzelnen Geschwister. Ich bewundere den Optimismus, die Zuversicht und Lebensfreudigkeit dieser alten Frau, die doch im Gesicht die Spuren von Krankheit und Leid trägt. Deshalb ist sie für mich auch gar keine «alte Frau», sie ist zeitlos. Sie interessiert sich für alle und für alles und vergisst darob ihre eigenen chronischen Beschwerden, spricht kaum davon.

«Gerade wenn es am schönsten ist, müssen wir wieder fort», schimpfen die Buben und räumen die Legoklötze in die Schachtel. Herr Doktor muss auch weg, seine gelegentliche Aufgabe beim Blutspendedienst erfüllen. Frau Doktor packt hinterrücks meinen Buben Süssigkeiten ein.

Wir steigen die Gässchen hinab in die Stadt. Ich bin heiter, optimistisch gestimmt. Mich freut die Wohnung da oben, das alte junggebliebene Ehepaar, das gleichsam neu begonnen

hat. Der Gedanke belebt mich, dass mein Alter einmal ähnlich sein könnte, nicht nur aus Resignation und Abschiednehmen bestehen müsste. Ich wünschte mir eine ebenso helle Wohnung, die ich einrichten könnte, als wäre ich wieder jung. Ich wünschte mir Stille, aber doch eine Stadt in der Nähe. Ich wünschte mir Gesundheit, damit ich spazieren und wandern könnte und Enkel verwöhnen. Ich wünschte mir, in aller Stille all das zu lesen, was ich bisher versäumte oder nicht verstand. Und ich wünschte mir vor allem so viel bejahende Offenheit allem Neuen gegenüber, wie ich sie heute nachmittag erfahren habe.

Neben mir schwätzt's von Zvierikuchen und Legohäusern, und «Morgen gehen wir grad wieder zu Doktor Müllers!» sagen die Buben.

Ursula Tappolet

Hinter dem Ende der Welt

Eine einfache Strassenkreuzung, etwas ausserhalb der Stadt, seit urdenklichen Zeiten heisst der Ort «Le bout du monde», «das Ende der Welt». Dahinter, etwas erhöht, ein riesiges Haus, viele Fenster, viele Zimmer.

Endlose Korridore überall, das Geräusch schlurfender Pantoffeln. Hier und dort auf einem Lehnstuhl eine Gestalt, ein schlafender alter Mann, zwischen den schlaffen Lippen der Speichelfaden, silberne Spuren hinterlässt er auf dunklem Stoff.

Das grosse Haus ist voll. Alle Altersheime sind voll. Und die Warteliste lang. Wenn einer nicht mehr mitkommt, sei es, weil seine Augen blind, seine Gesundheit schlecht, seine Beine steif geworden sind oder sein Verstand sich verwirrt hat, sei es, weil seine Frau starb, oder weil das Haus mit der Altwohnung abgebrochen wird, dann schiebt man ihn weg. Hinter das Ende der Welt. Grosse Häuser hinter dem Weltenende gibt es überall. Wir haben uns daran gewöhnt. Und schliesslich sind wir noch jung, das Alter scheint uns unwirklich, weit entfernt — es geht noch unabsehbar lang, bis wir alt sein werden. Und dieses Irgendwann, einmal unentrinnbar — wir ziehen es vor, nicht daran zu denken. Die Jungen sind heute König, stehen zuoberst in der sozialen Rangstufe.

Mit Medizin und Kosmetik lässt sich die Jugend verlängern. Graue Haare werden gefärbt, Runzeln übertüncht, jeder, der nicht weggeschoben werden will, investiert jedes Jahr mehr Zeit und Geld in den Unterhalt einer leider trotzdem niemals ewigen Jugend. Die Schönheit eines runzligen Gesichtes sehen wir nicht mehr, glatte Haut ist Trumpf.

Noch nie standen wir auf so schlechtem Fuss mit dem Tod. Und noch nie war der alte Mensch so tief unten eingestuft in einer Gesellschaftsordnung.

Es gibt anderswo, vor allem in Entwicklungsländern, Agrarländern, Völker, bei denen die Alten zuoberst stehen, geachtet sind, just wegen ihres hohen Alters, ihrer Erfahrung und Weisheit. Diese Werte zählen in Industrieländern mit sich überstürzender Entwicklung nicht mehr.

Wir haben Angst vor dem Alter. Niemand steigt gerne die soziale Leiter hinab. Je mehr Angst wir haben, desto gründlicher verdrängen wir die Alten. Und je mehr wir sie wegschieben aus unserer Gemeinschaft, desto berechtigter ist schliesslich unsere Angst.

Wir versorgen die Alten in Heimen, die einwandfrei geführt werden, den heutigen Anschauungen und Möglichkeiten entsprechen. Saubere Zimmer,